



Die Geschichten
hinter dem
*Literarischen Führer
Deutschland*

Letzte Worte

Von Fred Oberhauser

Île-de-France, Ende April 1978: »Es ist Floréal, der Blütenmonat, Rousseaus Jahreszeit.« Wir sitzen im Park von Ermenonville. Der Film ist abgedreht, die »Menschen- und die Engelszungen«, wie abends Ludwig Harig in mein Exemplar seines Rousseau-Romans schreiben wird, im Kasten. Nur der Fotograf streift noch mit einer Leiter durchs Gebüsch, er will den Campingplatz des Touring Club de France von oben fotografieren, »Rousseaus vergessene Findelkinder«.

Die Luft im Park ist grün, und angemessen immergrün sind die Gedanken. (Sainte-Beuve: »Rousseau hat als erster das Grün in unsere Literatur eingeführt.«) Wir spekulieren über Rousseaus letzte Worte, René de Girardin, der Schöpfer des Parks, hat einige dithyrambische überliefert. Ich plädiere für Ludwigs einfache »grüne« Fassung, letztes Kapitel »Rousseau und Robespierre tanzen unter dem Maibaum«, Seite 344: »Liebe Frau«, sagt da der brave Jean-Jacques, »liebe Frau, öffne das Fenster, damit ich noch einmal das Grün sehe ...«.

Nachmittags in Senlis. Nahe bei unserem Hotel steht in einer Anlage das Gefallenendenkmal und beschwört pompös den Krieg: Die Gloire allerdings mehr als den Schrecken. Wir kommen vorbei, als wir noch einmal in den Wald von Ermenonville fahren, an seinen Südrand. Ich bin hinter Charles Péguy her. Ludwig sagt: Du mit deiner »Toplit« (unser Kürzel für Literarische Topografie) und macht (natürlich) doch mit. Ich habe ein paar Exzerpte aus Romain Rollands Péguy-Buch dabei. Spätsommer 1914, »Im Zeichen der Johanna der Schlachten / Péguys Tod«. Von Lothringen bis zur Marne kann man jeden seiner Schritte – in die Apotheose – verfolgen: »Er geht, versichert er feierlich, »als Soldat der Republik, in den letzten der Kriege, und für die allgemeine Abrüstung« [...]. Sie nennen ihn den »pion«, den Schulmeister [...]. Und unermüdlich jagt er längs der Kolonne hin und her, macht den Weg immer zweimal, man könnte sagen »wie ein Schäferhund«.« Unterstrichen einige topografische Angaben: »1. September, 2. September, noch immer Rückzug. Man sieht das zerschossene Senlis.« – »Seinen letzten Abend verbringt er in andächtiger Sammlung in der alten Kapelle von Montmélian bei Saint-Witz.« (»Er verbrachte die Nacht damit, Blumen am Fuße des Marienaltars aufzuhäufen«, heißt es in einem Brief. Dazu Romain Rolland: »Was etwas übertrieben erscheint ... sagen wir, er habe den Altar geschmückt.«)

»Am 4. September endlich Joffres Befehl: »Eher sich töten lassen als zurückgehen!««

Wir verfahren uns, es dauert einige Zeit, bis wir auf der Butte von Montmélian unterhalb des Fernsehumsetzers die Kapelle finden, eine seinerzeit als Notkirche eingerichtete Scheune. Wir klettern über die Mauer. Der umfriedete Bezirk ist grün und modrig. Links vom Eingang hängt eine Tafel: »Charles Péguy a vécu la nuit du 3 au 4 septembre 1914 dans cette chapelle.« Die Kapelle ist verschlossen. Wir steigen auf die Höhe und studieren die Karte. Der letzte Schauplatz liegt einige zwanzig Kilometer weiter südlich, nordwestlich von Meaux, bei dem Dorf Villeroy: »Dans ces champs tomba Charles Péguy.« Wieder geht es um letzte Worte, diesmal brauchen wir nicht zu spekulieren, die Überlieferung ist eindeutig. Oberleutnant Péguy, sagen die Zeugen, habe, bevor ihn eine Kugel mitten in die Stirn traf, wütend geschrien: »Tirez, tirez, nom de Dieu!« »Oje«, sagt Ludwig. Und erzählt mir anderntags in Compiègne zum ersten Mal, er habe vor, »so etwas wie einen Roman über seinen Vater zu schreiben«.

Sechs Jahre später, vor dem »knallbunten Glasfenster mit dem Gekreuzigten mitten im Trichterfeld, zu Füßen zwei Soldaten, der eine horizontblau gekleidet, mit der Kaskett, der andere lehm Braun, mit dem Teller auf dem Kopf«, in der Kirche von Brioules-sur-Meuse vor Verdun, als wir uns darüber unterhalten, wie notwendig es war, den Vater seine Erinnerungen selbst aufzeichnen zu lassen (um aus der »mémoire privée« eine »mémoire collective« zu entwickeln), wird Ludwig plötzlich sagen: »Wäaschd es noch: fa de Péguy hann se e Gedenktafel hingehängd. Mei Vadder brauchd die net ...« Und fast brüsk (abermals im Dialekt, in den er immer dann verfällt, wenn ihm etwas besonders wichtig ist) hinzufügen: »Fa mich schderbd mei Vadder sowieso net.« Im Roman *Ordnung ist das ganze Leben* – der Leser weiß es – wird der Satz, auf Hochdeutsch nun, ganz am Ende stehen: »Vater wird niemals sterben.«

♦♦ **Fred Oberhauser** lebt als Spurensucher und Autor in St. Ingbert. Zuletzt erschien von ihm, gemeinsam mit Axel Kahrs, der *Literarische Führer Deutschland* im Insel Verlag. 2013 wurde ihm für sein Lebenswerk in Saarbrücken die Ehrenprofessur verliehen, im Juli feierte er seinen 91. Geburtstag.